



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Was wir lesen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Was wir lesen



it der Jahr für Jahr steigenden Flut der Romane und der Dichtungen, der belehrenden und der unterhaltenden Werke aus allen Fächern des Wissens wächst für eine Wochenschrift, die ihren Lesern eine gewissenhafte Beraterin sein möchte, die Schwierigkeit der Aufgabe. Die Tageszeitungen haben schon lange stehende Rubriken mit Berichten, die jedes Buch mit einigen Zeilen und in immer wiederkehrenden Wendungen abthun, erweiterte Buchhändleranzeigen also, Ankündigungen und Empfehlungen aus gutem Glauben, denn zum Lesen und vollends zum Abfassen begründeter Urtheile reicht ja keines Berichterstatters Zeit mehr hin, auch die meisten periodischen Journale begnügen sich mehr und mehr mit Anzeigen, zu deren Herstellung es der Lektüre eines Buchs nicht bedarf, und die eigentlichen Rezensionenblätter sind schon, um für möglichst vieles Raum zu schaffen, genötigt, ihre Artikel immer knapper zu fassen. Die Grenzböten haben sich jederzeit bemüht, in ihren Bücherbesprechungen den Lesern möglichst viel zu geben, nicht nur Urtheile, sondern auch Mittheilungen aus dem Inhalt, sie haben lieber wenig ausführlich, als vieles oberflächlich behandeln wollen, und sie haben das Gute gesucht, wo es nur zu finden war, sich das Schlechte aber und das Mittelmäßige und Unbedeutende nach Möglichkeit fern gehalten. Sie haben die Freude gehabt, sich oftmals verstanden zu sehen und manchmal auch etwas Nützliches zu stiften, und das soll, so hoffen wir, auch hinfort geschehn. Allen es recht zu machen, ist unmöglich; ein Blatt wie das unsre soll etwas wie eine Person sein, ein Mensch mit seinem Willen und auch mit seinen Schwächen. Unsre Freunde werden uns zu finden wissen, und wir wollen uns zu den alten neue erwerben. Diesen möchten wir vor allem gern sagen, was sie von uns an der Schwelle eines neuen Jahrzehnts zu erwarten haben.

Was wir also lesen? Zunächst mindestens zehn-, zwanzig- und dreißigmal mehr, als worüber wir zu schreiben uns schließlich anschicken, denn alles, auch was uns der Zufall auf den Tisch wirft, sehen wir, wenn es nicht gar zu einfältig ist, wenigstens mit Aufmerksamkeit durch. Nun ließe sich schlechtes, lächerliches Zeug leicht abschlagen, manchmal in recht lustiger Weise, aber was hätte der Leser davon? Wo sich das Ungehörige einmal zu weit vor- drängt und durch laute Unverschämtheit Schaden anrichten könnte, mag mancher gegenüber einer rechtschaffnen Abfertigung ein Gefühl von Genugthuung haben, das besser ist als Schadenfreude, aber im ganzen ist es kein sehr edles Vergnügen, sich auf eines andern Kosten zu belustigen, und lange wird kein ernsthaftes Publikum an solchen Scherzen Gefallen finden. Auch die Kritik überhaupt, die sachliche, wenn sie bloß zu tadeln hat, nützt vielleicht in einzelnen

Fällen dem Autor und einigen wenigen, die sich für einen bestimmten Gegenstand interessieren; einen weitem Leserkreis wird sie bald langweilen. Sie unterhält ihn nicht, und was sie lehren könnte, geht ihn nichts an. Wozu also die Schulmeisterei, wenn sie ihm nichts positives bringt? Was man nicht loben kann, darüber schweigt man besser.

Der Bücherhaufe auf unserm Tisch wird kleiner, viel kleiner. Er nimmt langsam ab, denn eine Zeit lang dachten wir noch, dies und das, was wir uns angemerkt hatten, könnte unsern Lesern von Nutzen sein, und bei weiterm Erwägen mußte es doch weggeschoben werden, wenigstens vorläufig. Etwas davon wird sich immer noch einmal in irgend einem passenden Zusammenhang zum Wort melden, etwas auch plötzlich für sich allein auftauchen aus einem „Unmaßgeblichen.“ Ganz ergebnislos war also unser Bemühen nicht, vielleicht auch für die nicht ganz gleichgiltig, die die Bücher geschrieben oder gedruckt haben, denn manchmal finden gerade solche verstreute Körner ein gutes Stück Acker, und vereinzelte Eindrücke wirken oft besser als eine Reihe von Anzeigen hintereinander in dem üblichen Empfehlungsstil. Zu denen können wir uns nicht zwingen, schon darum nicht, weil wir uns mit dieser immer wieder einsetzenden Anwendung derselben Redensarten schließlich selbst komisch vorkommen müßten. Und was die Sache betrifft, wenn z. B. Gedichte oder Erzählungen an sich ganz gut, aber weder für den Autor, noch für die Art, die der Leser beide schon kennt, irgendwie neu oder besonders sind: würde es uns auch nur ein einziger Schriftsteller danken, wenn wir das so kurz und klar, wie es dann geschehn müßte, aussprächen? Was schließlich zurückbleibt, was wir also für unsre Leser für gut genug halten, oder wie wir auch sagen dürfen, wozu wir im Hinblick auf sie ein eignes Verhältnis haben finden können, das wird nicht gerade sehr viel sein, um so besser können wir dem gerecht werden, und alle dabei Beteiligten werden sich auf diese Weise am besten stehn. Der Herausgeber der Grenzboten hat vor einiger Zeit an die Verleger die Bitte gerichtet, möglichst nur solche Bücher zu schicken, die wirklich eine Besprechung verdienen, und nicht zu erwarten, daß beliebige Erzeugnisse der Fachliteratur oder unbedeutende Romane und Gedichte den Lesern empfohlen würden. Das war nicht unfreundlich gemeint. Die Mitarbeiter hatten das Gefühl einer großen Last, die die Zusender selbst möglicherweise als eine erwiesene Wohlthat ansehen konnten; sie wollten sich wenigstens ausdrücklich von der Verpflichtung lossagen, etwas zu besprechen, was ihnen aus irgend einem Grunde nicht paßte, und lieber auf alle Zusendungen, mit denen dieser Anspruch verbunden wäre, von vornherein verzichten. Sie glauben andererseits, daß sie durch das, was wirklich besprochen wird, für alles, was unter den Tisch fällt, die Verleger einigermaßen entschädigen.

Es sind keineswegs bloß Thorheiten, Albernheiten und nichtige Sachen, die wir stillschweigend ablehnen. Auch bessere Bücher, die wir uns anfangs zu besprechen vorgenommen hatten, haben wir schon oftmals nachträglich ausgeschieden, wenn wir sahen, daß sie ihren Weg inzwischen auch ohne unser Zutun gemacht hatten, wenn die Reklame so laut erscholl und das Lob so überschwenglich wurde, daß wir nach unsrer eignen Schätzung des Werts doch

nichts mehr hätten sagen können, was Autor oder Verleger befriedigt haben würde. Unsere Stimme hätte sich dann höchstens als Tadel ausgenommen, und am Tadeln haben wir kein Vergnügen; dann ist Schweigen besser. Als ein Beispiel aus vielen mögen hier die Lebenserinnerungen des kürzlich in Madrid verstorbenen Fritz Kliebner genannt werden (Berlin, Martin Warnke), ein frisches, muntres Buch, das neben manchem Interessanten und Wohltuenden (zu jenem rechnen wir namentlich die Erfahrungen in der spanischen Evangelisation, zu diesem die Kindheitsgeschichten des Verfassers und die Mitteilungen aus dem Leben seines Vaters) auch sehr viel Trivialitäten enthält, Schnurren aus den Studentenjahren, allbekannte Anekdoten über Tholuck und andre Haller Professoren, oft und anderwärts schon viel besser erzählte Dinge aus der Zeitgeschichte, und das durch seinen vielfach stark burschikosen Ton außerdem nicht nach jedermanns Geschmack sein dürfte. Findet jemand, daß in einem derartigen Buche das Gute trotzdem überwiegt, so verstehen wir das. Hat aber die öffentlich urteilende Meinung dem Anschein nach gar keine Empfindung für die Schwächen, genießt das lesende Publikum ohne Wahl mit vollen Zügen, sodaß der Verlag triumphierend auf schnell folgende, hohe Auflagen hinweisen kann: was hätte es dann noch für einen Sinn zu sagen, daß unsere Freude nicht ganz so rein gewesen sei! Manchmal haben wir uns auch schon über ein Buch von Herzen gefreut und das unsern Lesern gesagt, dann kamen andre und trompeteten so unbändig, so ganz außer Verhältnis zu jedem gebräuchlichen Maßstab, mit Fanfaren, die ein litterarisches Wunderwerk zu begrüßen ausgereicht hätten: „In dem Wust von Litteratur der letzten zehn Jahre sehe ich nur drei Bücher, hinter deren Worten Menschen stehn usw.“ und dann war die Wirkung auf unser eignes bescheidnes Menschentum die, daß wir bei dem folgenden Bande oder dem nächsten Werke desselben Autors lieber still auf die Seite traten, nicht um Vorsehung zu spielen und ausgleichende Gerechtigkeit zu üben, sondern weil das Register der Töne, über das wir in dem Falle verfügten, dem Verwöhnten ja kaum noch ans Ohr geklungen haben würde. Endlich haben wir auch noch die Eigentümlichkeit, daß wir bisweilen die gehaltvollsten Bücher am längsten warten lassen, weil sie uns so lieb geworden sind, daß wir uns immer noch nicht von ihnen trennen können. Solche Besprechungen nützen vielleicht den Verlegern am wenigsten, unsern Lesern aber jedenfalls am meisten, und da ein Rezensent auch wohl einmal an sich denken darf, so haben wir Nachsicht mit dieser unsrer fehlerhaften Gewohnheit. Sie trägt uns sogar manchmal noch einen freundlichen Dank des Autors für die eingehende Behandlung ein, den wir nicht verdient haben, weil wir ja egoistisch handelten, den wir aber verstehen. Denn wer kann heutzutage noch zwei, drei, vier Wochen auf ein einziges Buch verwenden, das er nicht selbst geschrieben hat? Die Grenzboteleute nehmen sich, wenn sie nicht durch ein aktuelles Interesse getrieben werden, zu einer Sache genau soviel Zeit, wie sie brauchen.

Zwei Arten von Büchern, denen wir im allgemeinen unsere Freundschaft versagen, scheinen uns in neuester Zeit den Markt bedenklich zu belasten und Bessern den Weg zu versperren. Die einen sind Sammlungen von feuilleton-

artigen Aufsätzen, die nur für den Tag geschrieben sind und von allem möglichen handeln, was auf keine Kuhhaut geht. Dieses unzusammenhängende Vieles wird dann noch einmal gedruckt, vom Buchbinder zusammengebunden und dem geehrten Publikum durch einen sinnigen Titel als Dauerwerk empfohlen und aufgehängt. Ebenso beliebt wie unpassend ist hierfür der Ausdruck „Essays,“ ein bescheidenes Wort, das eine ruhmreiche Geschichte hat, weil es an litterarische Formleistungen der höchsten Art erinnert, wie sie in unsrer neuern Litteratur überhaupt selten sind. Die Herausgeber von Otto Gilde-meisters gesammelten Aufsätzen konnten es mit Zug gebrauchen; Hinz und Kunz, wenn sie ihre Exerzitien zusammenstellen, haben dazu noch kein Recht. Aber ganz abgesehen von der Titelfrage: früher sammelten die Menschen ihre kleinen Schriften erst am Ende ihrer Laufbahn, wenn sie die „großen“ hinter sich hatten. Jetzt aber ist eine solche Sammlung nicht selten des Herrn Schriftstellers erstes Buch, und beinahe immer würde man, vorausgesetzt, daß diese Männer eine weitere litterarische Entwicklung haben, später diese Sachen zu ihren Jugendschriften rechnen. Was soll nun ein unglücklicher Rezensent von heute dazu sagen? Daß der Autor besser gethan hätte, die der Herausgabe seiner Jugendschriften gewidmete Zeit und seine Gedanken auf die Vorbereitung seiner Hauptwerke zu verwenden? Das wäre eine etwas anmaßende Pädagogik. Eher dürfte er sagen, wie schwer und unbequem es ihm für seine Person gewesen sei, sich als Leser in diesem Durcheinander zurecht zu finden, aller zehn Seiten ein neues Bild, das die Einstellung des Auges auf einen andern Schwinkel erfordert, und daß man sich seine Morgenzeitung doch auch nicht binden lasse, um sie später noch einmal in einem Zuge zu genießen usw., worauf der Autor dann freilich erwidern könnte: die Menschen, die sein Buch überhaupt kauften, würden es nachher auch schon zu lesen wissen, und was sie dabei für ein Gesicht machen, sei dann nicht mehr seine Sorge. Höchstens könnte der Rezensent dann noch raten, wenigstens im Wiederholungsfalle stärker zu sortieren und nur die besten Aufsätze durchzulassen, wenn dann auch das Buch nicht so dick würde, da sich doch auch z. B. sechs Titel besser ausnehmen und leichter empfehlen als ein volles Duzend. Wenn dann abermals der Autor repliziert, das käme ganz auf den Buchbinder an, so ist der Rezensent endgiltig auf den Mund geschlagen, mauſetot. — Die zweite überflüssige Art scheinen uns die vielen kleinen Bücher zu sein, die von Ausländern, namentlich von Franzosen und hin und wieder auch von Italienern, über beliebige deutsche Persönlichkeiten, vorzugsweise Schriftsteller, verfaßt und dann ins Deutsche überſetzt und in möglichst auffälliger Ausstattung ausgegeben werden, mit einer Vorrede versehen, die das Verdienstliche und beinahe Notwendige einer solchen Überſetzung aus der „eigenartigen“ Auffassung des fremden Herrn Autors zu begründen hat. Bei unsrer zufälligen und ganz lückenhaften Kenntnis dieser Sachen, die zum Teil ursprünglich nichts weiter sind als Artikel einer beliebigen Revue oder vor irgend einem Kreise gehaltne Vorlesungen, möchten wir hier nur ſoviel ſagen, daß wir nicht begreifen, wie derlei Geſchäfte noch für den Buchhandel lohnend ſein können. Deutſche Stoffe, aufgewärmt und mit fremder Sauce übergoffen, dieſe wieder durch Überſetzung verwäſſert, was

bleibt in solcher Klischeearbeit noch Originelles übrig, und wie müssen die Menschen beschaffen sein, die so etwas kaufen und lesen sollen?

Ein ganzes, breites Gebiet lehnen wir nach wie vor deutlich ab: die Gattung Notre-Dame au cochon und Venus mit dem Bock. Daß der Kultus dieser Horden in Blüte steht, kann ja heute niemand wundern, wenn die in Musik eingewickelten Zoten der Wolzogenschen „Feuersnot“ in unsern ersten Opernhäusern Einlaß finden, mit Kraftstellen, deren einzelne man aus den Textbüchern wegläßt, weil vielleicht doch mancher, wenn er sie vorher gelesen hätte, sich zuguterlegt noch schämen könnte und dann nicht kommen möchte. Wir können daran durch unsre Kritik genau so wenig ändern, wie jemand nützen wird, der neulich, wie uns mitgeteilt wurde, in die Kasse eines gemeinnützigen Vereins ganze fünfzig Mark stiftete „zur Hebung der Keuschheit in Deutschland.“ Wir können sogar meistens nicht einmal finden, daß die, die ihre Kränze in jene Heiligtümer tragen, das mit sehr viel Grazie thun. So hatten wir uns z. B. Bierbaums Verskunst in der Erinnerung weit besser vorgestellt, als sie uns jetzt in der Sammlung: „Irrgarten der Liebe“ (Berlin, Schuster und Schoeffler) erscheint. Da kennen wir Leute, die bessere Verschen machen, ohne daß sie sie drucken lassen. Übrigens hätten wir in diesem Irrgarten auch nichts weiter zu suchen, da die poetische Vorrede unsrer sittsamen Tugend verbietet, an seinen Blumenbeeten zu riechen. Bei diesem Anlaß möchten wir noch erwähnen, daß wir die zwei Bände von Wilhelm Bölsche über das Liebesleben in der Natur (Leipzig, Diederichs) von Anfang bis zu Ende mit der Sorgfalt gelesen haben, auf die ein so sicher und nachdrucksvoll schildernder schriftstellerischer Künstler Anspruch hat. Es ist uns aber nicht gelungen, den Inhalt in seiner ganzen Zubereitung für so naiv zu halten, wie der Verfasser ihn angesehen wissen will; nach unserm Eindruck überwiegt das Lüsterner, Sexualpathologische, und dafür haben die Grenzboten keine Abteilung.

In demselben Verlage hat Bölsche noch eine Sammlung von Aufsätzen unter dem Titel „Hinter der Weltstadt“ (d. h. Friedrichshagen) herausgegeben, die manches Beachtenswerte über die modernste Literaturbewegung in ansprechender, höchst lebendiger Darstellung enthalten. Es hat sich selten, meint er, vielleicht nie, eine Zeit unzweideutig dramatischer Kunst mit so schlechten Abschlüssen beholfen, wie die naturalistische des neunzehnten Jahrhunderts, und damit zielt er auf Hauptmann, auf den „wir“ schwören wollten, und der uns auf einmal nicht Wort hielt. In hohen Tönen spricht er von den Brüdern Hart, deren Anfänge er sehr hübsch erzählt, von dem gigantischen Epiker Heinrich und dem Lyriker Julius, aus dem die Sehnsucht des ganzen Jahrhunderts flammengleich emporlodre. „Ich weiß nicht, wer das so in seiner Lyrik herausgezaubert hat wie er, und welcher zweite es so prägnant auf die Nachwelt bringen soll.“ Wir wissen es ebensowenig, wissen überhaupt nicht, ob sich an allen diesen Poesien noch jemand erfreut außer „uns Dichtern,“ denn wir sitzen zu sehr „hinter der Weltstadt,“ wo man das vielleicht wissen könnte. Dagegen legte uns neulich der Zufall einen Band „Geschichte der Weltliteratur nebst einer Geschichte des Theaters aller Zeiten und Völker“ von Julius Hart in die Hand, der zu einem von Neumann in Neu-

damm herausgegebenen „Hauschatz des Wissens“ gehört. Darin lasen wir beim Blättern auf einer der ersten Seiten, daß Johannes Huß „in Prag“ den Feuertod erlitt, fanden auch weiterhin die Nachbildung eines Kupferstichs „nach Raffael“ mit vier lorbeerbekränzten Dichtern, darunter Tasso, der, soviel wir uns erinnerten, geraume Zeit nach Raffael geboren wurde, und — an jenem Tage lasen wir nicht weiter in diesem Hauschatz des Wissens, was uns hoffentlich niemand verdenken wird. Um jedoch auf das Buch Bölsches zurückzukommen, wir finden da neben zutreffenden Bemerkungen über zwei Alte, Fontane und Fechner, Gedanken über einen kürzlich verstorbenen Jüngern, die besser sind, als die Überschrift erwarten läßt: „An der Mumie von Georg Ebers.“ Das Hauptstück der Sammlung ist aber wohl ein Aufsatz über Herman Grimm als einen Pionier der ästhetischen Kultur, die uns wichtiger sei als die „ethische,“ etwas ausfallend und streitbar, worauf schon die leise Anrempelei des Titels vorbereitet: „Herman Grimm und die Errettung Homers vor den Schulmeistern.“ Die Schulmeister sind die Philologen, die Ilias und Odyssee verschiedenen Dichtern gaben und dann auch noch deren Personen verflüchtigten, das Rettungswerk aber ist Grimms Racherzählung der Ilias in Prosa, „in zwei dicken Bänden, ein Glück, denn ästhetische Untersuchungen, die wirklich etwas sagen sollen, brauchen den größten Raum.“ Gerade diese Ilias, meint Bölsche, thue unsrer jetzigen, unhistorischen Generation not. Wenn ihr nur die Bände nicht doch zu dick sind! Zu der Erzählung kommt dann noch ein krySTALLklarer Kommentar des Mannes der feinen Analyse, der z. B. aus der Menge einzelner Züge, die in der Dichtung auf das sorgfältigste nacheinander vorgebracht werden, Charaktergestalten und Allgemeinbilder gewinnt, etwas Hochbedeutungsvolles, sagt Bölsche, nicht nur für die einzelne Ilias, sondern für das dichterische Schaffen überhaupt, was sich auch äußerlich im Text durch eine Fülle von Exkursen ankündige. Dem kritischen Unsinn der Gelehrten stelle Grimm, ganz allgemein gesagt, eine Ästhetik des Epos entgegen, ein Buch, das, wenn je eins, zeitgemäß war am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts, in der Stunde, wo die Menschheit mehr als je all ihre Sterne braucht. Wir fürchten, der Prozeß der krySTALLhellen Analyse wird für die Leute des zwanzigsten doch zu langwierig sein. Vor Zeiten hat ja Gervinus auch einmal den Shakespeare mit einer Analyse bedacht, die damals für ungemein geistreich galt; jetzt genießen wir wieder lieber das Nacheinander, so wie es die Dichtung vorträgt, und brauchen keinen mehr, der uns die Einzelzüge zu Gestalten und Gesamtbildern zusammenbringt. Wäre das nicht auch der natürliche Weg zum Homer, sofern überhaupt jemand noch nach diesem Verlangen hat? Wir haben schon etliche Menschen getroffen, denen die hier von Bölsche an die Schulmeister ausgeteilten Ohrfeigen (sein Aufsatz stand zuerst in der Deutschen Rundschau) ungemeines Vergnügen machten, aber noch keinen, der um deswillen etwas für Herman Grimms zweibändige Ilias übrig gehabt hätte. Der Naturforscher Bölsche, der sich in diesem ganzen Buche mit dem, was er die ästhetische Kultur nennt, auseinandersetzt, findet bei Grimm das unlösbare Band zwischen Ästhetik und Ethik wieder einmal praktisch klar geworden. „So würde auch eine voll-

komme ästhetische Analyse des Faust die ethischen Kerngedanken ins hellste Licht setzen.“ Uns wäre eine solche Faustanalyse, vielleicht auch in zwei Bänden, ein ziemlich ängstlicher Gedanke, wir würden dann die geohrfeigten Schulmeister beinahe noch vorziehen, und wem die ethischen Kerngedanken des Faust erst noch besonders klar gemacht werden müssen, für den finden sich doch auf jeden Fall noch einfachere Methoden.

Was nun Herman Grimm selbst betrifft, so sind seine großen Verdienste um Goethe unbestritten, ebenso die Anregungen, die er durch seinen Michelangelo und zahlreiche Auseinandersetzungen mit Fragen der bildenden Kunst gegeben hat. Er war ein feiner Kopf, ein edler, hochdenkender Mann, er hat sich aus einem Dilettanten, der er lange Zeit war, durch eigne Kraft zu einem selbständig denkenden Schriftsteller, einem Geiste von seltener Individualität durchgerungen, und als akademischer Lehrer hat er sich eine Stellung geschaffen, in der ihn wohl auch die, die einst mit ihm in bitterer und berechtigter Fehde lagen, schließlich werden haben gelten lassen. Die Jüngern wissen davon kaum noch viel, und wenn Bölsche behauptet, Grimm habe an Michelangelo und Raffael (diesem unglücklichsten seiner Bücher!) „uns gezeigt, wie wir sehen sollen,“ so haben gerade dies, und daß er selbst sehen konnte, alle, die darüber urteilen durften, ihm früher und später mit Recht bestritten. Es würde auch gar nicht schwer sein, dazu aus seinen sämtlichen Schriften die reichlichsten Belege zu bringen. Die Rehrseite dieses immerhin glanzvollen Bildes ist nun aber ferner die, daß der geistreiche Mann eine Menge dilettierender Nachfolger anzog, die seine Schwächen nachahmten, weil sie seine Stärke nicht hatten. In der Kunst, wie man rings um eine Sache, die man nicht genau zu kennen braucht, herum spricht mit tönenden Worten, die Eindruck machen, die aber ebenso gut auch auf manche andre Sache passen könnten, hat er Schule gemacht, wie er es selbst kaum beabsichtigt oder auch nur geahnt haben mag. Das wäre anders ausgefallen, wenn er fester in der wissenschaftlichen Methode gestanden, etwas mehr von den löblichen Gewohnheiten der Schulmeister gehabt hätte, auf die er mit Selbstgenügen und nicht ohne Hochmut hinabzusehen pflegte. In den sechziger und noch in den siebziger Jahren wurden Grimmsche Stilblüten als geflügelte Kuriositäten kolportiert. Danach ging dann aber den Leuten das Gefühl dafür verloren, wie sinnwidrig, bis zum Unsinn komisch ein zu hoch genommener Drakelton der Rede wirken kann, natürlich, denn gerade diesen braucht und pflegt ja jetzt die poetische Prosa der Moderne. Grimms Schreibart, die sich zuletzt von der Satzbildung, die die andern bindet, ganz befreit und die Gedanken, wie sie kommen, bruchstückweise hinschüttet, wird hier so eingehend (als Naturforscher beobachtet Bölsche ja schärfer als wir) geschildert, daß wir seine Charakterisierung am liebsten hier ausziehen möchten, aber sie geht über mehrere Seiten weg. Er findet Grimms Stil von einer Klarheit ohne gleichen und bestreitet ihm jedes Pathos, das gewöhnliche, falsche und auch das echte einer bestimmten Kunstform, wofür er andre Ausdrücke einführt: Höhenluft, Höhenbetrachtung, Flügelstoß der Gedanken, Höchstmaß der sprachlichen Kultur, Fortbildung der constructio ad sensum usw. Diesen Sprachfortschritt, an dem die Versdichter seit Jahr-

tausenden arbeiteten, könnten die Sprachschulmeister grundsätzlich nie verstehn, mit ihrer „ewigen“ Grammatik, vor der es nur Verstöße, aber keinen Fortgang gebe, denn sie verzeichneten immer nur gewissenhaft, wie oft einer unsrer größten Führer und Pfadfinder in der ästhetischen Kultur sich nicht genügend mit den Vorschriften der grammatikalischen Hilfsbücher auseinandergesetzt habe. Alles in allem: für das Gefünstelte, das starke Quantum Manier, das in diesem Fortschritt steckt, hat Bölsche, der doch sehr gut zu schreiben versteht, keine Empfindung mehr gehabt.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung unsrer Zeit, daß die Herren von der ästhetischen Kultur erst die Schulmeisterei, d. h. den Betrieb der humanistischen Bildung, in der sie einst erzogen worden sind, zer schlagen und, wenn sie damit einiges Glück gehabt zu haben meinen, noch hoffen können, ein Lesepublikum anzutreffen, das es nach einem zweibändigen deutschen Homer gelüstet, weil sie ihn ausbieten. Noch mehr, während sie die höhern Lehrer, die des Gymnasiums, zur einen Thür ihres Kulturtempels hinausjagen möchten, lassen sie durch die andre die niedern, die Volksschullehrer, huldreich herein, senden sie dann wieder als Apostel in die Welt hinaus und sehen sie auch wohl noch gar als eine Art entscheidender Instanz in Fragen ihrer Kultur an. Unsre Leser haben jedenfalls von Dehmels famosem Kinderbilderbuch „Fitzebuz“ gehört, wo die Kinder stammeln (oder soll es Mauscheln sein?) vom „lieben Dott, der so frecklich dumm ist und sebratne Menschen fißt,“ wenigstens haben die Zeitungsberichterstatter in hellen Haufen Purzelbäume des Entzückens geschlagen ob solcher Weisheit aus Kindermund. In einem Prospekt, der schon nach Jahresfrist eine zweite Auflage ankündigt, läßt „Schaffsteins Verlag für neudeutsche Kinderkunst in Köln“ die Preßstimmen abdrucken, auch die eines kleinen Häufleins von Gegnern, „die mit kaum begreiflicher Gehässigkeit über den kindlich lustigen Grundzug des Werkes hergefallen sind, angeblich um die christliche Moral zu schützen.“ Nein, verehrter Herr Schaffstein, nicht angeblich! Sondern es giebt wirklich noch Menschen, die ihren Verstand nicht ganz mit Ästhetik zugedeckt haben, und wenn sich in denen dann noch eine Funke von Gefühl regt, das durch irgend etwas verletzt werden kann, so werden sie das hoffentlich auch noch irgendwo sagen dürfen, beispielsweise in einer der erwähnten acht Zeitungen mit dem „sittlichen Entrüstungsbedürfnis.“ Eine Redensart übrigens, die in Sachen des Geschmacks nur noch von einer andern in den Schatten gestellt wird, nämlich von der Anwendung der Worte Jesu: So ihr nicht werdet wie die Kindlein, auf ein Bilderbuch, ein „faudummes,“ wie die Deutsche Zeitung findet. Wenn der Verlag Wert darauf legt, daß Zeitungen von „streng kirchlicher Gesinnung“ seinem Fitzebuz die besten Zeugnisse ausgestellt haben, so sind das eben die bekannten Dissonanzen zwischen der Redaktionsmusik und den Leistungen der einzelnen Berichterstatter in den weniger wichtigen nicht politischen Fächern, die kein Leiter eines großen Blattes bei der heutigen täglichen Arbeitshege mehr in der Hand halten kann. Daß sie so groß sein müssen wie hier (z. B. in der Kreuzzeitung und der Norddeutschen Allgemeinen), ist bedauerlich um des Gebrauchs willen, den die Reklame immer davon machen wird, wie Figura zeigt. Ganz zuletzt ist der Fitzebuz

auch noch zu einem „Traumspiel“ mit Musik für Erwachsene verarbeitet und im Kölner Theater aufgeführt worden, etwas Mittleres also zwischen Maeterlinck und Überbrettli, damit es wenigstens die Großen genießen könnten, wenn sie es denn wirklich für ihre Kinder ablehnten. Das findet eine Zeitung, die das Bilderbuch „wünscht“ nannte, entzückend, womit sie den Theaterbesuchern aus der Seele gesprochen haben wird; ob diese auch Kinderklappern und Saugflaschen bei sich gehabt haben, wird nicht gemeldet.

Wir erfahren ferner aus dem Prospekt, daß der Fitzebuche schon in seiner ersten Gestalt als bahnbrechende Leistung von der pädagogischen Kritik begrüßt worden ist. Der Hamburger Prüfungsausschuß für Jugendschriften hat nämlich vor der Drucklegung die Wirkung sämtlicher Gedichte und Bilder durch den Lehrer L. an dessen siebenjährigen Schülern erproben lassen, und dem überaus beifälligen Gutachten dieses Fachmanns schlossen sich dann noch weitere an usw. Wunderbar, höchst wunderbar, nicht wahr? Das klingt nach etwas: „die“ pädagogische Kritik, „der“ Fachmann. Das ist das, was Taine in seinem Werke über Napoleon einmal kurz und sehr schön „den Verlust der unmittelbaren Anschauung der Dinge“ nennt. Wir umgeben uns mit einem Schwall von Ausdrücken, die immer abstrakter werden, die immer weiter von der Erfahrung abrücken, von dem Menschlichen und Lebendigen, das hinter ihnen steht, und die darum immer leichter irre führen, immer weniger geeignet sind, von dem Wesen, das sie bezeichnen sollen, eine Vorstellung zu geben. Braucht denn das erst festgestellt zu werden, oder beweist es andrerseits irgend etwas, daß siebenjährige Kinder ein Bilderbuch amüsanter finden als den Unterricht ihres Lehrers L.? Aber die Anwendung einer feierlichen Terminologie macht jede Pöffe zu einer Staatsaktion. Überhaupt, wenn das Wichtigthum nicht wäre! „Prüfungsausschuß für Jugendschriften,“ das giebt Vertrauen, so ein Gefühl von Sicherheit, wie Milchkontrolle oder Nahrungsmittelverfälschungsgesetz. Und damit tastet sich dann das liebe gebildete Publikum geduldig an seiner Nebelwand von abgezognen Begriffen weiter und kauft, was es soll.

Wir gönnen jedem Menschen den Fitzebuche, den er verdient, können aber diesen hier selbst beim besten Willen nicht naiv finden, wir sind so aufrichtig zu sagen, daß wir z. B. die ganz anspruchslosen „Sprechenden Tiere“ für etwas besseres und gesunderes halten, auch wenn die kleinen Hamburger Versuchstarnickel sie nicht ganz so amüsant gefunden haben sollten. Geradezu lächerlich kommt es uns aber vor, wenn sich die gestelzte, gespreizte Schulmeisterei über diese Dinge hermacht, wenn z. B. ein Buch, wie wir eben in einem andern Prospekt lesen, „ein Versuch sein will, die Volksschulpädagogik in den Bildungszielen wie in der Unterrichtsmethode auf die Basis der modernen Kultur zu stellen, d. h. unsrer Zeit der Sozialreform entsprechend zu gestalten.“ Den Gymnasiallehrern wirft man seit Jahr und Tag vor, daß sie der Jugend ihre Lust verleiden, die Elementarlehrer dürfen sich mit Hilfe dieser sogenannten Ästhetik gebärden wie halbe Professoren, und dieses allgemeine Gerede von unsrer modernen Kultur fängt nachgerade an unheimlich zu werden. Wir werden von nun an auch eine illustrierte Zeitschrift haben, die „Der Junge“ heißt (Berlin, Ludwig Traube). Wie lange, das weiß man freilich nicht, denn die

Kinder, für die sie bestimmt ist, könnten auch wohl einmal aufmucken gegen diese „Behandlung.“ Aus unsrer eignen Kindheit erinnern wir uns wenigstens nur zu gut, daß uns Bücher zum Lesen absolut nicht paßten, die uns so pädagogisch in die Schere nehmen wollten mit onkelhafter Bevormundung und tantigen Anreden. Ein ordentlicher Junge möchte womöglich für etwas größer und vernünftiger genommen werden, als er ist, auf keinen Fall will er angealbert werden wie von einer alten Kindermuhme. Auch solche Geschichten über größere Knaben, die „erzogen“ werden, wie hier ein wohlgemeinter Aufsatz über die Kampfspiele der Knaben in Olympia, hätten uns gelangweilt; wir wollten etwas hören von fertigen Menschen, die so waren, wie wir selbst hätten werden mögen. Und in einem Buch mit einem so einfältig aussehenden Jungen, wie er hier abgebildet ist, zuerst auf dem bunten Umschlag der Zeitschrift als Brustbild mit Blumen im Haar, und dann noch einmal über dem Text, grinsend, in voller Figur, hätten wir überhaupt schwerlich viel gelesen. Auch hätten wir vermutlich gesagt, das kleine Mädchen da auf dem Dreifarben-
druck, das sogenannte Sonnenkind, das in die Luft stiert, müßte blödsinnig sein. Aber Kinder sind ja auch wieder lenksam und weich, und wenn man ihnen immer wieder vorredet, daß diese Albernheiten Natur seien, so werden sie am Ende selbst noch ebenso „eigenartig“ (nettes Modewort!), wie diese ganze künstlerische Kultur, von der wir vielleicht in einem nächsten Aufsatz unsre Leser zu unterhalten Gelegenheit haben werden.



Alte Musikübung



ie heute frisch aufblühende Musikwissenschaft betrachtet es als ihre wichtigste Aufgabe, die Quellen zur Musikgeschichte zu veröffentlichen. Die hauptsächlichsten sind natürlich die Musikwerke selbst. Die Neuauflage von Kompositionen alter Meister wird schon in den meisten europäischen Staaten eifrig betrieben. Deutschland, das durch die monumentalen Bach- und Händelausgaben den Anstoß zu der Bewegung gegeben hat, wird, nachdem es sich in den letzten Jahren von andern Staaten, namentlich Österreich, hat überflügeln lassen, voraussichtlich, namentlich durch die kürzlich neubegründeten, vom preussischen Staate unterstützten „Denkmäler deutscher Tonkunst“ bald wieder die führende Rolle übernehmen. Von diesen „Denkmälern,“ von denen jährlich mehrere Bände erscheinen sollen (einige sind schon herausgekommen), darf man großes erwarten, und es ist keine Übertreibung, wenn sie in der Buchhändleranzeige der Firma Breitkopf und Härtel, die den Verlag übernommen hat, mit den Monumenta Germaniae Historica in Parallele gesetzt werden. Was diese für die deutsche Geschichtschreibung geworden sind, versprechen jene für die deutsche Musikgeschichte zu werden. Nachdem das große Unternehmen zustande gekommen ist, darf man, so glaube ich wenigstens, der weiteren Entwicklung